

BUCHBESPRECHUNGEN

Fischer, Alfons, *Metaphysik der Person.* Die philosophische Anthropologie Martin Deutingers. Dissertation, Mainz 1951.

Die vorliegende Arbeit geht von Deutingers Stellung in der Philosophie und im Geistesleben seiner Zeit aus und zeichnet an Hand des Gesamtwerkes unter Heranziehung auch des ungedruckten Nachlasses die Grundpositionen und Grundintentionen der Menschenlehre Deutingers, die im Zentrum seiner positiven Philosophie steht. Überzeugend weist der Verfasser nach, daß Deutingers ternarisches Denken, das auf den ersten Blick dem Hegelschen in Terminologie und Methodik ganz nah verwandt zu sein scheint, von ganz anderen Prinzipien, nämlich den christlichen, ausgeht und zu ganz anderen Lösungen kommt als der zeitgenössische Idealismus. So gesehen rückt der Freisinger Philosophieprofessor und Münchener Universitätsprediger, der große Ästhetiker und originale christliche Philosoph, der in der platonisch-augustinischen Geistesüberlieferung steht und schon deswegen ein Gegner des Scholastizismus sein mußte, ganz in die Nähe Frz. v. Baaders, J. v. Görres' und der spekulativen Theisten, die alle mit ihrer philosophischen Anthropologie auch unserer Zeit so viel zu sagen hätten, wenn sie nur gelesen und verstanden würden. J. H.

Fung Yu-lan, *A History of Chinese Philosophy*, Vol. I, *The Period of the Philosophers* (from the beginning to ca. 100 B. C.). Translated by Derk Bodde. 2nd ed. Princeton University Press 1952. (Chines. Ausgaben: 1931, 1934, 1. engl. Ausgabe Peiping 1937.)

Als Überblick über die Geschichte der chinesischen Philosophie ist hierzulande bisher das dreibändige Werk von A. Forke bekannt. Dieses Pionierwerk wird als umfangreiche Materialsammlung seinen informatorischen Wert behalten.

Auch bei dem gegenwärtigen Stand der sinologischen Forschung wird jede zusammenfassende Darstellung vorläufigen Charakters sein müssen. In China selbst hat nach dem entscheidenden Einbruch westlichen Denkens die Beurteilung und Wertschätzung der Güter der eigenen geistigen Vergangenheit verschiedene tiefgreifende Wandlungen durchgemacht (vgl. J. J. Duyvendak, *China tegen de Westerkim*, Haarlem 1928, u. a. m.). Mit der fortschreitenden Annahme und selbständigen Ausbildung kritischer Methoden gegenüber der fast unübersehbaren Fülle des Stoffes und seiner Eigenart beginnt das Ganze, sich allmählich zu stabilisieren.

Die vorliegende Geschichte der chinesischen

Philosophie (Teil I) ist als Lehrbuch zum Gebrauch für chinesische Studenten gedacht. Als solches will sie nicht nur Kenntnisse vermitteln. Dies wird verständlich, wenn man nach dem oben Gesagten auch die geistige Situation der Generation des Verfassers in der Auseinandersetzung mit westlicher Wissenschaft und dem Positivismus bedenkt.

Fung gibt in seinem inzwischen erschienenen Werk „*A Short History of Chinese Philosophy*“ (New York 1948) nicht nur die Absicht seines Philosophierens überhaupt, sondern auch die seines Interpretierens an: „... die Gedanken der Philosophen der Vergangenheit zu klären, ihre Ideen zu deren logischem Ende vorzutreiben, um so Gültigkeit oder Absurdität zu zeigen.“ Dieses auch im vorliegenden Werk spürbare altchinesische Prinzip des „pao-pien“, Lob und Tadel, ist ausdrücklich durchgeführt in dem ebenfalls inzwischen erschienenen Werk „*The Spirit of Chinese Philosophy*“ (engl. Übersetzung Hughes, London 1947), welches der Verfasser deshalb als Komplement zu diesem versteht.

Was versteht nun Fung unter Philosophie, und welche Aufgabe weist er ihr zu? Philosophie ist ihm jene Art von abstraktem Denken vom Ganzen her, das im Grunde keine Wissenschaft ist, das aber dem Philosophierenden selbst die höchste Entwicklung seines Charakters ermöglicht, ihn zu einem „citizen of the universe“ bildet. Durch die „Erhebung des Geistes“, die allein ihn zur Übereinstimmung mit dem Universum zu bringen vermag, erwirbt er den Habitus innerlicher Weisheit und äußerlicher Königlichkeit. Für Fung liegt das Hauptproblem der alten wie der derzeitigen chinesischen Philosophie in der Synthese — ohne Aufhebung des Kontrastes — von „welttranszendierendem Philosophieren“ mit der es begleitenden Lebensweise innerhalb der menschlichen Gesellschaft und im Alltagsleben.

Es geht auch ihm weder um die ersten Fragen des abendländischen Denkens nach Grund und Ursprung, nach Ziel und Ende, nach der einen Wahrheit, noch eigentlich um Metaphysik als Wissenschaft vom Seienden und Sein. Vielmehr geht es ihm um die Prinzipien menschlicher Weisheit, mit deren Hilfe der Mensch in Übereinstimmung mit dem Universum an seinem gegebenen Ort in unserer Welt zu höchstem Leben kommen kann. — Damit steht der Verfasser ganz auf dem Boden chinesischer Tradition. Seine Methodik ist am westlichen Denken für seine eigenen Zwecke neu erarbeitet, sein innerer Anknüpfungspunkt dürfte wohl in dem sogenannten neukonfuzianischen Denken der Sung-Zeit zu suchen sein.

So kann es nicht verwundern, daß die Darstellung des spekulativen taoistischen Denkens und seiner Mystik in unserem Buch schwächer ist als etwa die treffende Darstellung frühkonfuzianischen Denkens, die Auseinandersetzung mit den Fragen der Dialektiker oder die Behandlung des Hsün-tze. Besonders anregend ist die Grundeinstellung des Verfassers für die Behandlung des Mêng-tze. Über die Verbannung des gesamten Buches Lie-tze in die Nach-Han-Zeit (ca. 3. Jh. n. Chr.), das Übergehen von Kuei-ku-tze, Ho-kuan-tze und Kuan-tze, die geringe Beachtung des I-king-Komplexes und des Huai-nan-tze ist an anderer Stelle bereits behandelt worden (H. Wilhelm, *Monumenta Serica* IV, 1, 1939; W. Eberhard, *Oriental. Lit. Zeit.*, 1939, p. 322f.). In der Frage der Datierung des Lao-tze-Textes (vgl. hierzu u. a. A. Waley, *The Way and its Power*, London 1934, J. J. L. Duyvendak, *Tau-Te-Tsjing*, 2. ed. Arnhem 1950) ist Fung inzwischen dazu gekommen, ihn zeitlich nach den Dialektikern anzusetzen und zu behandeln (Short Hist. p. 93f.).

Auf die „ungeheure Beherrschung des Materials“ hat schon Eberhard (a. a. O.) hingewiesen. Neu und von Bedeutung in philosophischer Hinsicht ist auch die Art der Darstellung. Innerhalb einer Systematik, die allerdings unter der Fülle der Textzitate oft nicht unmittelbar zu erkennen ist, versucht er, die Schlüsselgedanken der einzelnen Philosophen methodisch aus den Texten zu entwickeln und die Entfaltung des Ganzen aufzuzeigen. Die Auswahl der Zitate läßt bisweilen unaufdringlich die Position des Verfassers erkennen. Wesentliches ist unausgesprochen mitgedacht und man ist dem Verfasser dankbar für den Spielraum, den er — getreu chinesischer Tradition — letztlich doch stets dem eigenen Denken des Lesers läßt.

Die Übersetzung des Werkes ist eine Leistung eigener Art. Da das chinesische Original zum weitaus größeren Teil aus direkten Zitaten besteht, die in der durch die Natur der indogermanischen Sprachen bedingten größeren Konkretisierung, d. h. Definierung und Präzisierung des Ausdrucks, wiederzugeben waren, lag darin eine Riesenmühe und die Hauptaufgabe des Übersetzers, deren sich Derk Bodde unter geschickter Verwendung und Benutzung der gesamten vorhandenen Übersetzungsliteratur in bewundernswerter Weise entledigt hat. Ihm danken wir auch neben einer großen Zahl von Anmerkungen die Verweisungen auf die Übersetzungsliteratur, die Bibliographie und den unentbehrlichen Index. Der neuen Ausgabe hat Bodde auf den Seiten xxi—xxxiv noch eine Reihe „Revisions und Additions“ beigegeben. Nach sieben kurzen allgemeinen Bemerkungen (z. B. Datierung des Lao-tze-Textes) gibt er Verbesserungen einiger Termini, wertvolle Ergänzungen zu den bibliographischen Angaben und zu den Namen sowie eine Liste meist geringerer Über-

setzungskorrekturen und schließlich eine kurze Zusammenfassung des chinesischen Supplements zum vorliegenden Band, in dem vornehmlich über die Entstehung der Schulen gehandelt wird.

Behält man die Absicht des Verfassers und seinen in gewisser Weise pragmatischen — bisweilen auch durch die eigene geistige Situation bedingten positivistischen — Standpunkt im Auge, so kann man das Werk nur empfehlen. Für den Nichtsinologen sei jedoch noch einmal betont, daß es sich um eine Meinung unter anderen handelt, und da diese eine Meinung durchaus auf dem Boden chinesischer Tradition steht, möchte man ihm zugleich den genialen Versuch Marcel Granets in die Hand wünschen, der in seiner „Pensée Chinoise“ (Paris 1950 2. ed.) mit westlichen Denkmitteln das Wesen chinesischen Denkens in den Griff zu bekommen sucht. Vor gutgläubigem Vergleichen oder Messen mit abendländischen Maßstäben dürften allerdings auch die eingestreuten Hinweise des Verfassers auf die eine oder andere Konzeption abendländischer Provenienz warnen.

Alles in allem ist das Werk durchaus geeignet, die stark empfundene Lücke einer dem Stand der Forschung entsprechenden Darstellung chinesischen Denkens zu füllen. Es ist für Sinologen wie für Philosophen von größtem Wert.
E. S. Kraft

Sinclair, W. A., Einführung in die Philosophie. Aus dem Englischen übersetzt von Oswald von Nostiz. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1951. 180 S.

Der Titel ist irreführend; denn es handelt sich nicht um eine Einführung in die Philosophie, sondern um eine Erörterung erkenntnistheoretischer Probleme, näherhin um eine Auseinandersetzung mit der Vorstellungstheorie, wie sie von Descartes, Locke, Hume und Berkeley entwickelt wurde. Daß diese zu Konsequenzen führt, die den Tatsachen widersprechen und darum nicht richtig sein kann, zeigt der Verfasser; er versucht einen „neuen“ Weg, der, wenn nicht alles trügt, in einen platten Empirismus und Positivismus führt. „Auswählen“ und „Gruppieren“ seien die beiden Hauptarten des menschlichen Denkens, das sich zwischen zwei Gegensätzen bewege: „Wir suchen einerseits den einfachsten und zusammenhängendsten, andererseits den bequemsten Weg. Ob wir uns hierbei mehr dem einen oder dem anderen Gegensatz nähern, hängt davon ab, was für Menschen wir sind, und was für Menschen wir sein möchten“ (S. 164). So geistvoll und scharf auch mancher Gedanke des Vf.s ist, den Zweck, den er sich im Vorwort setzt, „den Leser dahin zu bringen, daß er sich auf Grund eigener Erfahrung ... eine Vorstellung von der Art und Weise des philosophischen Denkens machen kann“, hat er sicher nicht erreicht.

J. H.

Bagolini, Luigi, *La simpatia nella morale e nel diritto*. Aspetti del pensiero di Adam Smith. Dott. C. Zuffi Editore. Bologna 1952. 119 St. L. 800.

Die kluge Interpretation des Genoveser Gelehrten zeigt, zu wie umfassenden Problemstellungen die Beschäftigung mit einer Strömung führt, die bei uns zum Schaden der ethischen Grundlagenvergewisserung seit dreißig Jahren mehr vernachlässigt wird, als sie verdient. Bagolini geht von den modernen Kontroversen über die rationale oder emotionale Erfassbarkeit der Werte aus und findet in der Sympathielehre Adam Smiths eine wertvolle Lösung, in der mit den emotionalen Elementen des Sympathisierens die Erkenntnis der Situation und Eigenart des Sympathieobjekts unlösbar vereinigt sei. In der problemgeschichtlichen Ausweitung wäre vielleicht ein Hinweis auf den Bischof Cumberland nicht weniger wichtig gewesen als die wiederholte Bezugnahme auf Hutcheson; freilich hat diese Akzentuierung für uns den Vorzug, nachdrücklich auf einen Mann hinzuweisen, dessen Einfluß auf unseren Neuhumanismus zwar vergessen, aber nicht gering ist. Den systematischen Wert der Arbeit würde ein klareres Hervorheben der Unterschiedenheit der Wertregionen nach den Seelenvermögen und der Werte und Zwecke sowie eine deutliche Theorie der Wertverwirklichung noch erhöhen; was als Auflösung der Kontroverse über rationales oder fühlendes Wertvernehmen erscheint, ist in Wirklichkeit eine Konfundierung sehr verschiedener Bereiche; ein Beispiel mag das erläutern: „Der Wunsch kann nur durch die Erkenntnis der Bedingungen der Möglichkeit seiner Verwirklichung, also durch die Erkenntnis der zu seiner Befriedigung geeigneten Mittel determiniert werden ... Der phantastische Charakter der sogenannten Luftschlösser rührt eben daher, daß sie ohne Rücksicht auf irgendein Mittel und irgendeine aktuelle Bedingung ihrer konkreten Verwirklichung gebildet werden“ (S. 15). Die Lösung der Schwierigkeiten, die der Gelehrte in der „Integration oder Synthese von Rationalem und Irrationalem“ sieht, scheint in Edmund Husserls Lehre von den noematischen Charakteren gegeben zu sein. — Dem Werk kommt das große Verdienst zu, eine knappe Darstellung und Diskussion des Gehalts, der Vorzüge und der Schwierigkeiten der Ethik Smiths zu geben, die Hochachtung verdient.

Rainer Specht

Grua, Gaston, *Jurisprudence universelle et Théodicée selon Leibniz*. — Bibliothèque de Philosophie Contemporaine. Presses Universitaires de France, Paris 1953. 534 S. i. 800 francs.

Der Name des französischen Agrégé war der Leibnizforschung durch einige beachtenswerte

Vorträge und durch die Veröffentlichung von zwei Bänden ineditierter Leibniztexte (Paris 1948) bereits bekannt. Mit dem vorliegenden Werk hat er eine Interpretation der leibnizianischen Lehren über das Recht und seine metaphysische Fundierung geschaffen, an der in Zukunft keine ernst zu nehmende Untersuchung vorübergehen wird. Aus der Erkenntnis, daß nebeneinanderstehende Monographien die innerste Einheit eines so komplexen Werks wie des leibnizianischen, das Philosophie, Theologie und Rechtslehre zugleich ist, verdecken müssen, ergab sich für den Autor die Notwendigkeit einer Verbindung von Analyse und Synthese, die die Ergebnisse exakter Einzeluntersuchung in eine perspective d'ensemble einordnet: es genügt nicht, die leibnizianische Theodizee zu studieren, ohne seine Rechtslehre zu kennen; ebenso sind aber auch die Arbeiten über Leibniz als Juristen, die seine Metaphysik und ihre Stellung im Gesamtwerk nicht begriffen haben, dazu verurteilt, zu irrigen Ergebnissen zu kommen und zu übersehen, daß es Leibniz letzten Endes um nichts anderes ging als um die Fundierung des Vernunftrechts in der Natur des Geistes.

Der Plan des Werks ergab sich aus leibnizianischen Gedanken selbst. Am Anfang steht die Interpretation der *jurisprudentia universalis*, die man angesichts ihrer die Knappheit der Belegstellen bis zum Äußersten und doch immer maßvoll ausschöpfenden Anlage wohl ein Meisterwerk nennen darf. Ihr folgt die Untersuchung über die *justitia divina*. Die Behandlung der *justitia humana* steht noch aus, ist aber in einem demnächst erscheinenden Werk geplant. Im Rahmen dieser systematischen Darlegung werden die nicht zu leugnenden Wandlungen in gewissen Auffassungen Leibnizens keineswegs vernachlässigt, sondern mit dem Nachweis innerer Kontinuität klug verwertet; ebensowenig sind die mit den Jahren immer unwesentlicher gewordenen Beeinflussungen durch andere Denker und Schulen übersehen. Wieviele Schwierigkeiten die hier auch für die kleinste Präzisierung erforderter mühselige und entmutigende Quellenarbeit bietet, ist bekannt; dazu kommt Leibnizens Neigung zu eigenwilligen Auslegungen.

Es lag dem Verfasser daran, drei Eigenschaften der leibnizianischen Rechtsphilosophie und Theodizee zu diskutieren. Bezüglich ihrer Kontinuität bringt er den überzeugenden Nachweis, daß der bleibende Kern des leibnizianischen Ideenkreises bereits erstaunlich früh konzipiert war und daß in der Regel von Fortschritt vor allem hinsichtlich der Meisterschaft des Ausdrucks und der gelehrten Breite des Wissens die Rede sein muß. Eng damit zusammen hängt der Versuch, die feste Coherenz der einzelnen Zweige leibnizianischer Philosophie aufzuweisen; der Verfasser schließt sich dabei im wesentlichen an Couturats Interpretation des

panlogisme an; das ist durch eine Reihe von Unklarheiten erschwert, die jedoch, wie Grua wahrscheinlich macht, weniger die Cohaerenz der Lösung Leibnizens als ihren systematischen Wert beeinträchtigen. Nicht voll zu bejahen scheint ihm die Frage nach der Wahrheit des leibnizianischen Systems. Dessen Versuch, in den obersten Genera der Gegebenheit, Welt und Offenbarung, die raison als gemeinsames Prinzip nachzuweisen, verdiene durch seine anthropomorphistisch simplifizierende Art Bedenken. Fast alle philosophisch oder theologisch schwierigen Positionen Leibnizens sind, meint Grua, auf sein Prioritätspostulat der univok verstandenen Essenz zurückzuführen; demgegenüber weist er auf die — vor allem vom heiligen Thomas her gesehene — bescheidenere Auffassung vom Primat der Existenz hin, die Leibniz nicht genügend bekannt war, deren Verzerrungen durch Nominalisten, Descartes und Hobbes nebst der Leugnung der Analogie durch Spinoza jedoch e contrario auf seine Lehre gewirkt haben. Seine Sehnsucht, diesen gegenüber die durchgehende Intelligibilität und einen Dieu aimable zu verkünden, habe ihn dazu verleitet, eine Reihe von Bildern zu konzipieren, unter denen das vom weisesten Architekten die Hauptrolle spielt — „images les plus hautes peut-être, mais prises trop au sérieux, et comme telles pas encore au niveau du créateur“ (S. 534).

Viele der Auffassungen in Gruas Werk, das er eine tâche modeste nennt und das mit mindestens ebenso viel Recht eine tâche monumentale heißen könnte, sind nicht ganz neu; das spricht nur für seinen Wert. Neu aber ist die souveräne Kraft der Synthese, und neu ist die erstaunlich breite problemgeschichtliche Fundierung, die vornehmlich in Hinsicht auf Beeinflussungen Leibnizens vorgenommen wurde und aus technischen Gründen die zeitgenössischen Polemiken und späteren Deutungen bewußt ausschloß. Man kann in Einzelpunkten, zum Beispiel in der Deutung des Duns Scotus, anderer Meinung sein; soweit jedoch die Argumentation der Beurteilung des Referenten zugänglich war, zeichnete sie sich durch große Gewissenhaftigkeit und Kenntnis der wichtigeren Interpretationen aus. Die Berücksichtigung der Patrologie und der Spätantike; der Frühcholastik und der deutschen Mystik; der spanischen, Herborner, französischen, niederländischen und britischen Schulen sowie Leibnizens selbst und seiner deutschen Zeitgenossen machen das Werk nicht nur zu einer unersetzlichen Würdigung des Philosophen, der in besonderer Weise die Einheit des europäischen Geistes repräsentierte, sondern darüber hinaus zu einem Kompendium bei uns in breiten Kreisen vernachlässigter Regionen der Geistesgeschichte, die reicher an heilenden Kräften sind als einige interessante Strömungen, die sich dafür geben.

Rainer Specht

Soukup, Leopold, Grundzüge einer Ethik der Persönlichkeit. Vom sittlichen Handeln des freien Menschen. Graz 1951, A. Pustet. 13 × 21. 179 S.

Der Verfasser dieses Buches, ein österreichischer Benediktiner, der Mitarbeiter der deutschen Thomasausgabe ist, also vom Thomismus herkommt, sieht, daß viel Neues und Wertvolles an Gedanken in der modernen Philosophie aufgebrochen ist, was einer Durcharbeitung und Einarbeitung in das alte Wahre lohnt. Freilich meint er, es sei noch nicht die Zeit, vollendete Werke zu schreiben. Zu viel sei aufzugreifen, um bald zu einer abschließenden und endgültigen Synthese zu kommen. „Gewiß werden die gedanklichen Ergebnisse der philosophia perennis in allen Grundproblemen Richtungen weisen, deren Endziele zwar deutlich erkennbar sind, sie werden aber gerade den Weg zu diesen Zielen in vielfacher Hinsicht mit noch ungelösten Problemen verstellt sehen“ (Vorwort). In der Einleitung wird vom Problem einer christlichen Ethik gehandelt, im ersten Teil eine Übersicht über die Methaphysik der menschlichen Person gegeben, im zweiten Teil die Person Gottes behandelt, im dritten von der Bosheit und Sünde, im vierten vom Gesetz und im fünften von der Tugend der Liebe. Bereits dieser weit gespannte Rahmen macht es unmöglich, die in dem knappen Bändchen angerührten Dinge mehr als kursorisch anzudeuten; dabei werden manche wertvolle Ansichten geboten. Wenn wir auch niemals zu einer endgültig befriedigenden Synthese kommen werden, meine ich doch, daß vorläufige Bücher genug erscheinen, daß es vielmehr an der Zeit ist, den Mut zu haben, auf das multa des Vorläufigen zu verzichten und den langen Atem zu dem multum aufzubringen.

Georg Siegmund

Thomas von Aquino, Das Geheimnis der Person. (Summa Theologica I, 29, 1—3.)

Übersetzt und erläutert von Alfons Hufnagel. Stuttgart 1949, B. Klett. 11 × 18. 77 S. DM 1.20.

Es ist anzuerkennen, daß der Verlag Klett einem guten Kenner des thomistischen Systems die Möglichkeit gegeben hat, die Grundgedanken eines Thomas von Aquin über das Wesen des Menschen durch Übersetzung und Kommentierung einiger Thomasstellen in einer wohlfeilen Ausgabe einem breiten Leserkreise vorzulegen. Hufnagel ist sich der Schwierigkeiten seines Unternehmens wohl bewußt, das für den modernen Menschen eine Umstellung des Fragens verlangt, die ihm ungewohnt ist. Für den, der diese Mühe nicht scheut, ist das Büchlein von Hufnagel eine geeignete Einführung in das Denken des heiligen Thomas.

G. S.

Wege einer Freundschaft. Briefwechsel Peter Wust — Marianna Weber 1927—1939, herausgegeben von W. Th. Cleve. Heidelberg 1951, F.H.Kerle. 12 × 19. 278 S.

In verehrender Liebe sorgt Cleve für den Nachlaß von Peter Wust, der als Mensch und Denker unvergessen weiterlebt. Ihm ging es um die Erneuerung eines Menschenbildes, das die ganze Fülle der menschlichen Wirklichkeit greift. Aus den Briefen von Peter Wust wird besonders für den Nichtfachmann unmittelbarer und lebendiger als aus seinen philosophischen Werken ersichtlich, worum es ihm ging. Die Gesprächspartnerin seiner Briefe ist Marianne Weber, die Gattin des 1920 verstorbenen Soziologen und Philosophen Max Weber, der jeder Metaphysik verschlossen war. Aus innerer geistiger Einsamkeit, die für ihn mit quälenden Insuffizienzgefühlen verbunden war, suchte Peter Wust nach einem verstehenden Menschen, da er sich allein nicht stark genug fühlte, um sich über die Einsamkeit seines Daseins hinwegzuheben. Er suchte bei M. Weber die Geborgenheit bei einer Mutter. Freilich hat er dabei verständlicherweise diese Frau idealisiert, der trotz allen guten Willens das letzte Verstehen für seine Gedankenwelt abging.

G. S.

Meister Eckart, Vom mystischen Leben.

Eine Auswahl aus seinen deutschen Predigten. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und eingeleitet von Maria Bind-schedler. (Sammlung Klosterberg Europ. Reihe, herausgegeben von H.-U. v. Balthasar) Basel 1951, B. Schwabe & Co. 11,5 × 19. 87 S. 3,50 sFr.

Diese Handreichung ausgewählter Stellen aus Eckharts Predigten gründet in ausreichender Vertrautheit mit der Eckhart-Forschung, leitet in ansprechender Weise in die Gestalt Eckharts ein und gibt dann einige Kostproben mit erläuternden Erklärungen, womit die gedankenschwere Mystik Eckharts auch dem hastenden Menschen der Gegenwart, der sich das schmale Bändchen gelegentlich in einer Ruhepause vornimmt, erschlossen wird.

G. S.

Buber, Martin, Urdistanz und Beziehung.

Heidelberg 1951, L. Schneider. 12 × 19,5. 44 S. DM 2,25.

Wie wir aus mancherlei bereits veröffentlichten Vorarbeiten wissen, arbeitet Martin Buber an einer philosophischen Anthropologie. Aus ihr teilt er in der vorliegenden Schrift „um der im höchsten Sinn aktuellen Wichtigkeit des Gegenstandes willen“ den ersten Teil gesondert mit. Das „Prinzip des Menschseins“ ist nach B. kein einfaches, sondern ein doppeltes, in einer doppelten Beziehung sich aufbauend. Die erste ist die Urdistanzierung, die zweite das In-Beziehung-

Treten. Im wesentlichen wird hierbei dargelegt, wie der Mensch — nach Auffassungen moderner Biologen — eine ganz spezifische Beziehung zur „Welt“ hat, während Tiere nur „Umwelt“ haben, ohne diese zu sachlich begrifflicher Distanzierung bringen zu können. Überdies bedarf der Mensch persönlicher Beziehungen, um dadurch als Mensch, als menschliche Person, bestätigt zu werden, was das Tier nicht braucht.

G. S.

Huizinga, J., Erasmus, deutsch v. W. Kaegi. Basel 1951, B. Schwabe & Co. 14 × 21. 240 S. 12,50 sFr.

Seit zehn Jahren ist Huizinga, dessen Scarriff zur Zeitkritik „Im Schatten von morgen“ und dessen Hauptwerk „Herbst des Mittelalters“ in weite Kreise gedrungen ist, tot. Dennoch ist seine Stimme mit seinem Leben nicht verklungen. Das neu vorgelegte Buch „Erasmus“ ist zuerst englisch und holländisch im Jahre 1924 erschienen, vier Jahre später folgte die erste deutsche Übersetzung. Zur Gedenkefeier des vierhundertsten Todestages von Erasmus hatte der Basler Verlag neben die kleinere wohlfeile Ausgabe eine prächtig ausgestattete, mit Holz- und Metallschnitten Holbeins versehene Ausgabe gestellt. So hat dieses Buch schon eine gewisse klassische Ranghöhe erreicht. Es ist auch unfraglich von einem Meister der historischen Beschreibung verfaßt, der mit großer Ehrfurcht an die Darstellung dieser Gestalt, die in eine entscheidende Stunde der Weltgeschichte gestellt war, gegangen ist. Uns freilich heute will sich die Bewertung dieses Mannes etwas verschieben. So groß und bedeutsam auch Erasmus sein mag, hat er nicht in seiner eigentlichen Aufgabe versagt, da er in die Notwendigkeit einer Entscheidung gestellt, dieser Entscheidung soweit als möglich ausgewichen ist? So gepflegt sein Humanismus ist, er ist alles andere als eine heroische Gestalt.

G. S.

Fuchs, Wilhelm, Neoklassik in der Rechtsphilosophie. August Schönhütte & Söhne, Göttingen-Grone 1954.

Der Autor bietet dem Leser in seiner ersten Abhandlung über „Klassik und Romantik in der Rechtsphilosophie“ anläßlich des Erscheinens posthumer Neuausgaben der rechtsphilosophischen Hauptwerke von Gustav Radbruch eine Überfülle eigener und traditioneller teils juristischer teils philosophischer Gedankengänge. Es überrascht daher, am Ende der Arbeit die Absicht des Verfassers zu vernehmen: „Es handelte sich darum, Radbruch einmal mit der klassischen Rechtsphilosophie zu konfrontieren, und darzulegen, daß die klassische Rechtsphilosophie des Altertums, welche zugleich die Rechtsphilosophie des Corpus Juris und des

hohen Mittelalters ist, den Vergleich mit all' den Romantizismen und aller Skepsis und „Kritik“ moderner Zeiten, die sich in Radbruchs Denken ein Stelldichein geben, nicht zu scheuen braucht, daß sie vielmehr nach wie vor als ein monumentum aere perennius gelten darf, ein aedificium zugleich, in dem sich auf unabsehbare Zeit wohnen läßt, anstatt in den Wäldern zu schlafen, in die ein mehr romantisches Denken uns, zu voraussichtlich schlechterer Unterbringung, verlocken oder verbannen möchte.“

Waren schon die erste Abhandlung und ihr erster vielversprechender Titel „Radbruchiana“ nur schwer zu identifizieren, so läßt der zweite Aufsatz, der in einem „Fragebogen der Rechtswissenschaft“ Aussagen „Über die Stellung der Rechtswissenschaft im System der Wissenschaften“ und „Über Nutzen und Vorbedingungen einer philosophischen Einleitung in die Rechtswissenschaft“ verspricht, eine allzu starke Huldigung des Autors an seine methodische Hauptthese erkennen, daß in der Eklektik die wahre Sachlichkeit ihren Ausdruck findet; womit aber nicht etwa gesagt sein soll, daß der Verfasser auch nur annähernd das gesagt hat, was zu diesem Thema aus einer konvergierenden Schau der Wissenschaften gesagt werden kann. J. B.

Henrich, Dieter, Die Einheit der Wissenschaftslehre Max Webers. J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1952. 132 S. DM 14.80.

Im ersten Teil seines Buches bringt der Autor zur Darstellung der Methodenlehre Max Webers eine ganze Reihe wertvoller Begriffsinterpretationen. So werden aus der Geschichtswissenschaft z. B. das „heterogene Kontinuum“ und die „Wertbeziehung und Kausalanalyse“, aus der verstehenden Wissenschaft die Begriffe des „Verstehens“, der „Geschichte“, des „Wertes“ und vor allem des „Idealtypus“ u. a. systematisch erarbeitet. Der zweite Teil des Buches befaßt sich mit den Grundlagen der Ethik Max Webers, die aus dem gleichen Prinzip verstanden werden soll wie die Methodenlehre. In diesem Prinzip, das sich im Fortlauf der Arbeit als „Anthropologie des vernünftigen Wesens“, als die menschliche Forderung, „dem Gebot der Vernunft zu gehorchen, um in Wahrheit Mensch sein zu können“, herauschält, wird die Einheit der Wissenschaftslehre als hergestellt betrachtet. J. B.

Lieber, Hans-Joachim, Wissen und Gesellschaft. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1952. 166 S. Kart. DM 14.—

Lieber unterscheidet in seinem für die Vertreter aller Wissenschaften sehr lesenswerten Buch über die Probleme der Wissenssoziologie zunächst scharf zwischen Ideologienlehre und

Wissenssoziologie: Die Fragestellung in beiden Theorien ist verschieden, unterschiedlich sind die Methoden, mit denen sie arbeiten. Die Ideologienlehre forscht nach den Ursachen für die Störungen im Denken und Erkennen, denen der Ideologe in seiner Unfähigkeit zur wahren Erkenntnis von Sachverhalten ausgesetzt sei. Die Wissenssoziologie dagegen sucht die gesellschaftliche Seinsverbundenheit des Denkens zu ergründen, wobei unter „Sein“ „das Seiende“ der Ontologie, die wirkliche Welt und in ihr der Zustand der Gesellschaft verstanden werden, in die ein Mensch hineingeboren ist. Die Psychologie ist die Methode der Ideologienlehre, da die Motive zur Ausbildung von Ideologien in bestimmten Interessen wurzeln, also psychisch verursacht sind. Die Methode der Wissenssoziologie dagegen ist die „soziologische im engeren Sinn“, geht es hier doch lediglich darum, Korrelations- oder Abhängigkeitsverhältnisse zwischen einer bestimmten Gesellschaftsstruktur und einer spezifischen Denkungsart aufzuweisen, ohne daß damit zugleich etwas über den Wahrheitsgehalt dieses Denkens ausgesagt wird. Ideologienlehre ist in Nachfolge von Marx eine „Psychologie des gestörten Denkens“, eine „Soziologie der Verdächtigung“, Wissenssoziologie ist eine Soziologie des Erkennens im strengen Sinn des Wortes.

In Aufspürung der philosophischen Ansätze der Wissenssoziologie wird ihr Forschungsgegenstand, die „gesellschaftliche Seinsverbundenheit“, wie jeder Erkenntnisgegenstand als ein durch die Struktur des erkennenden Bewußtseins und seine Erkenntniskategorien bestimmter, ja durch sie überhaupt erst entstehender Gegenstand im Sinne der kritizistischen Erkenntnistheorie (Wilhelm Dilthey) aufgefaßt. Die Gegenstände und die Gesetzmäßigkeit der objektiven Welt sind nicht gegeben, sondern das Erzeugnis einer autonomen Leistung des Erkennens, durch die das Subjekt auf das durch die Anschauung vermittelte empirische Erfahrungsmaterial einwirkt. Die sich hier offenbaren Denkgesetze sind nach Kant konstitutiv für die gegenständliche Ordnung der Welt, sie sind die Manifestation der allgemein gültigen menschlichen Geistorganisation. Überträgt man diese kritizistische Erkenntnistheorie und ihre Begründung der Ordnung der Welt in den Denkgesetzen des Verstandes auf die Geisteswissenschaften, auf die „Kategorien des Verstehens“, dann werden die Wertungsweisen des Subjektes, die in keinem „Bewußtsein überhaupt“ als allgemein gültig begründet werden können, als die den Kantischen Denkgesetzen entsprechenden Leistungen des Erkennens verstanden und als historisch wandelbar anerkannt. Erst auf Grund dieser Historisierung der kritizistischen Erkenntnistheorie wird die Wissenssoziologie möglich.

Die Frage nach der Art der Bindung des „sozial-seinsverbundenen Wissens“ an die gesellschaftlichen Verhältnisse des Menschen läßt den Autor eine „gemäßigte“ und eine „radikale“ Richtung innerhalb der Wissenssoziologie unterscheiden. Die „gemäßigte Wissenssoziologie“ (Hauptvertreter: Max Scheler) erkennt den gesellschaftlichen Gegebenheiten Bedeutung nur hinsichtlich der Realisierung des Geistes zu und nicht auch bezüglich dessen Inhalts, welche Einstellung die dahinterliegende Philosophie der Trennung von Geist und Leben, von Idee und Wirklichkeit, in zwei unabhängig von einander bestehende Seinsbereiche klar erkennen läßt. Anders die „radikale Wissenssoziologie“, für die, philosophisch betrachtet, Geist und Leben nicht zwei selbständige und voneinander unabhängige Seinsbereiche sind, sondern in der Geist zu einer Funktion der Dynamik der Wirklichkeit erklärt wird. Diese im Fluß befindliche, werdende „Wirklichkeit“ umfaßt Geist und Leben in einer Ganzheit, in der den „Realfaktoren“ der Vorrang gebührt. Zwischen Geist und Leben besteht also eine funktionale Beziehung, der Geist wird zur Funktion der Gesellschaft und ist ihren Wandlungen mitunterworfen.

Wenn die Wissenssoziologie in der Bestimmung des Verhältnisses von Geist und Leben nur nicht zu einer sozialökonomistischen oder naturalistischen Metaphysik ausgeweitet wird, dann ist sie immer ein fruchtbarer Beitrag zu einer Theorie des Verstehens der Eigenart geistigen Seins in der Vielfalt seiner Gestaltungen. Die Lebensphilosophie betont mit Recht, daß es in den Geisteswissenschaften eine Trennung von Leben, Werten und Erkennen nicht gibt. Um dieses Ineinander wissenschaftlich zu erforschen, bedarf es mehrerer spezifischer Weisen des Verstehens; die wissenssoziologische Methode ist hierfür geeignet und hilft mit, die Welt des Geistes mit ihrer unerschöpflichen Vielfalt immer weiter aufzuhellen. J. B.

Leisegang, Hans, Denkformen. 2. Aufl. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1951. VI u. 454 S. mit 11 Figuren. DM 30.—

Diese begrüßenswerte Neuauflage (1928¹), in Anliegen und Anlage unverändert, ist durch etliche Ergänzungen, namentlich durch das neu erarbeitete Kapitel über die euklidisch-mathematische Denkform, erweitert. Denkformen: darunter begreift der Verfasser die voneinander geschiedenen Komplexe der Gesetzmäßigkeiten des Denkens, an die sich das bewußte Denken eines

Menschen oder einer Menschengruppe bindet. Aber nicht im Denken als solchem, sondern in den Gegenständen des Denkens liegen nach Leisegang die das Denken bestimmenden Prinzipien, denn „wer in einer anderen Wirklichkeit lebt, muß auch andere Begriffe bilden, anders urteilen und schließen“. Die aus der Philosophiegeschichte vermögte einer reinen Phänomenologie gewonnene Erkenntnis der prinzipiellen und qualitativen Verschiedenheit des Denkens, der Tatsache, daß es nicht nur unsere eine und entwicklungslose Logik gibt, sondern mehrere, führt zum Verstehen der zahllosen sich widersprechenden Lehrmeinungen, gibt uns das Mittel zur Hand, Sinn und systematische Begründung unzähliger Begriffe und Urteile zu gewinnen und nicht zuletzt die großen einseitigen Weltanschauungen als keinem Wirklichkeitsgebiet entsprechende und in ihrer Struktur verborgene Denkgebilde zu erfassen. Eingehend werden vor allem die zwei typischen Denkformen des Gedankenkreises und der Begriffspyramide erforscht, als deren metaphysischer Grund sich hier die ideale Welt der Begriffe und idealen Gegenstände, dort die Welt des Geistes erschließt, deren Entwicklungsprozeß mit dem organischen Lebensprozeß in eins zusammenfällt. Wertvoll zumal ist auch die gründliche Untersuchung der Hegelschen Sonderform des Kreises von Kreisen, deren dialektische Methode aus der Nachzeichnung der Wirklichkeit als eines in sich abgeschlossenen Organismus in Gedanken und Worten erwächst. Die Fragwürdigkeit der ausdrücklich hervorgehobenen Bindung von logischen Strukturen an ontologische *Bereiche* vermag den Wert der Denkformen als eines hervorragenden Instrumentes, die Struktur bestimmter Philosophien herauszuarbeiten, gewiß nicht zu schmälern. Karl Petermeier

Hilbert, D. und Ackermann, W., Grundzüge der theoretischen Logik. 3., verb. Auflage (Die Grundlehren d. mathem. Wissenschaften in Einzeldarstellungen, Bd. XXVII). Springer, Berlin 1949. VIII u. 155 Seiten. Brosch. DM 16.50, geb. DM 19.80.

Die Änderungen gegenüber der zweiten Auflage beschränken sich im wesentlichen auf Verbesserungen der Darstellung; ein kurzer Schlußabschnitt zum Stufenkalkül ist angefügt worden. Auf S. 7 ein sinnstörender Druckfehler: In Gleichung (14) und (15) (erste Hälfte) muß das Implikationszeichen, in Gleichung (16) und (17) das Gleichwertigkeitszeichen stehen.

W. Büchel